Kleinstädtisches Leben

Autor(en): Fritz Baur
Quelle: Basler Jahrbuch
Jahr: 1911

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/641cc697-afe6-403c-bea5-9f2fc7bb3a9a>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Kleinstädtisches Leben.

Erinnerungen von Dr. Fritz Baur.

In einer unserer Vorstädte steht ein bescheidenes zweistöckiges Haus, in dem bis vor ganz kurzer Zeit eine Schlosserei betrieben wurde. Zwei Fenster breit ist die Front. Der eine Kreuzstoß des ersten Geschosses hat drei Flügel, das zweiflügelige Fenster daneben ist offenbar später an Stelle einer kleinen Öffnung ausgebrochen worden. Das zweite Stockwerk wurde wohl überhaupt erst nachträglich aufgebaut. Durch die niedrige Haustür führen ungleiche Stufen in den tiefer liegenden Hausgang. Die Straße muß in frühern Jahren, vielleicht als man das erst vor kurzer Zeit geänderte gräulich unebene Pflaster legte, um etwa zwei Fuß gehoben worden sein.

Zu der Zeit, in die ich mit meinen Schilderungen zurückführen möchte, in den Sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, war dieser Hausgang mit viereckigen Ziegelplättchen gepflastert. Die Wände und die Balken der Decke trugen einen Verputz, der einmal weiß gewesen war. Von der kleinen Nische zur linken Hand des Eintretenden, in die man gelegentlich eine Kerze oder eine Ampel stellte, zog sich ein breiter Strich Ruß bis zur Decke. In dieser Höhlung war der Platz der Gewichtsteine. Darunter hing eine ungeschlachte Schalenwage. War eine Arbeit aus der Schlosserei abzuwägen, so wurde dieses Geräte mit seinen in derben Stricken hängenden hölzernen Schalen an einem Deckenbalken befestigt, und solange die Wägerei dauerte, blieb der Durchgang gesperrt. Daß die Kinder etwa an Sonntagen die Wage für

ihre eigenen Geschäfte in Bewegung setzten, das braucht kaum besonders gesagt zu werden.

Das ganze Erdgeschoß des Hauses diente dem Geschäft. Die Werkstätte nahm den bei weitem größten Teil der ganzen Fläche des Vorderbaues in Beschlag. Nur ein schmaler Gang, aus dessen Mitte die Treppe ins Wohnstockwerk hinaufführte, war daneben ausgespart. Die Werkstätte empfing ihr Licht durch ein sehr breites, wenig über der Straße gelegenes Fenster. Die Glasscheiben, die im Winter die raue Luft absperrten, wurden bei günstigerer Jahreszeit durch ein niedriges Eisengitter ersetzt. So war der Meister samt Gesellen und Lehrebuben bei seiner Arbeit während eines großen Teils des Jahres beinahe auf der Gasse. Dafür klang auch der Schlag der Schmiedehämmer, das Kreischen der Feilen und anderer Gewerbelärm weithin in die Nachbarhäuser. Außer der Werkbank am Fenster mit ihren 5 Schraubstöcken, von denen der am nächsten bei der Haustür stehende der des Meisters war, bildete die ungeheure altväterische Esse mit zwei Feuerstätten das Hauptstück. Einer der Blasebälge zeigte auf bescheiden ornamentierter Holzleiste die Jahreszahl 1683. Vielleicht wurde in diesem Jahre das Haus gebaut. Drehbank und Bohrmaschine, sowie einige weitere Schraubstöcke fanden sich in einem hintern Teil des Raumes.

In dieser Werkstätte herrschte in der Regel von früh bis spät lebhafteste Tätigkeit. In der Zeit, von der wir reden, war der Achtstundentag noch nicht erfunden. Da hatte auf 5 Uhr morgens der jüngste Lehrling das Feuer der Esse aufzublasen. Um 5 Uhr traten die Gesellen an. Bald darauf ging das Schmieden los, das mit Vorliebe in den frühen Morgenstunden erledigt wurde. Für die ganze Haushaltung gab dies eine vortreffliche Tagwache. In einem Bau, in dessen Erdgeschoß zwei Schlossergesellen das heiße Eisen bearbeiten, da geht auch der gesündeste Morgenschlaf flöten. Wären es am Ende nur die schweren, dumpf dröhnenden Schläge auf das glühende halbweiche Metall gewesen! Aber dazwischen klang

immer der scharfe Klang, der in abgemessenen Längen und Kürzen auf den bloßen Amboß niederfallenden Hammerschläge, mit denen der schmiedende Geselle dem die Zange führenden Gehilfen seine Anweisungen zum Wenden und Drehen des Eisens erteilt.

Tagsüber hielt zur Sommerszeit mancher Vorübergehende vor der offenen Schlosserei an zu einem kleinen Gespräch. Stubenmädchen aus den Herrschaftshäusern der Nachbarschaft oder die Herren Kutscher trugen Zerbrochenes zum Flicker herbei und mahnten zur Ablieferung versprochener Arbeit. Dann kam wohl auch ein Baumeister oder ein Bauherr zu einer Rücksprache. Oft hatte der Meister genug zu tun mit dem Aufschreiben der geschafften Arbeit und der neuen Aufträge. Dies geschah auf einer Schiefertafel, deren Inhalt nach Feierabend in ein großes Brouillon eingetragen zu werden pflegte. In Abwesenheit des Meisters führte der Altgeselle den Griffel, und in solchen Fällen gehörte es zu den Hauptvergnügungen der Meisterkinder, auf die zahlreichen Schreibfehler der Tafel zu fahnden.

Zu den häufigsten Besuchern der Werkstätte gehörten die *Handwerksburschen*. Es bestand die Voraussetzung, daß nur Schlossergesellen in einer Schlosserei umschauen sollten. Der Fremdling pflegte sich einzuführen mit den Worten: Ein Handwerksbursch bittet um Arbeit, oder: Ein armer Handwerksbursch bittet um einen Zehrpennig. Darauf wurde regelmäßig das Wanderbuch verlangt. Man wollte doch wissen, ob der Bursche nicht am Ende Schreiner oder Schmied, wenn nicht gar Schuster oder Schneider sei. Ein Zehrpennig wurde selten verabreicht. Man wies den Burschen entweder an die Herberge oder man ließ ihn zu Hause mitessen. War aber für ihn Arbeit vorhanden, so konnte man ihn wohl am selben Tage, da er umgeschaut hatte, noch am Schraubstock stehen oder auf die Stör wandern sehen.

Merkwürdig rasch fügten die meisten dieser Leute sich in das neue Getriebe. Eine Vorstellung oder etwas dergleichen gab's

nicht. Selten wurde der neue Ankömmling mit seinem Namen gerufen. Man sprach in der zweiten wie in der dritten Person vom Darmstädter, vom Thurgauer, vom Stuttgarter. Die Gesellen wohnten und aßen damals noch beim Meister. Eine große Dachkammer, die Gesellenkammer, diente ihnen als Schlafstätte. Bequem ließen sich darin vier zweischläfrige Betten stellen. In Zeiten großen Arbeitsandrangs, wenn dementsprechend die Zahl der Gesellen zunahm, konnten in einer Nebenkammer noch ein oder zwei Betten aufgestellt werden. In diesem Revier standen den Wänden entlang eine Menge fester Schränke. Jeder neue Ankömmling erhielt einen davon zur Bergung seiner Siebensachen. Den Kindern des Meisters war die Gesellenkammer, streng genommen, nicht gestattet. Um so größer der Reiz, sie gelegentlich zu betreten. Wenn es geschah, so konnten wir uns davon überzeugen, daß die Hausfrau mit Recht klagte, dieser Raum lasse sich nicht rein halten.

Mit Mißtrauen nach jeder Richtung begegnete man dem neu eintretenden Gesellen. Daß einer, ehe er antrat, insofge der ärztlichen Untersuchung erst noch eine Krähkur durchmachen mußte, das kam oft vor. Erst nach mehrwöchentlichem Wohlverhalten pflegte der Haus Schlüssel ausgehändigt zu werden, in der Regel mit einer mahnenden Ansprache des Meisters. Leider muß hier festgestellt werden, daß die Mahnung manchmal ergebnislos blieb. Oft genug mußte der Meister an Samstagen oder Sonntagen seinen Schlaf brechen, um nachzusehen, ob alles geschlossen sei, ob mit dem Licht nichts Ungerades geschehe, ob nicht im Abort einer eingeschlafen sei u. dgl. mehr. Ich erinnere mich verschiedener Fälle, daß ein Gesell blutig geschlagen, manchmal nicht unbedenklich verwundet nach Hause geschleppt wurde, daß einer sinnlos betrunken von seinen Saufkameraden vor die Haustür gelegt wurde, und daß dann die Polizei das Haus wach läutete.

Welche Unmenge von Ärger und widerwärtiger Mühe für die Vorsteher der Haushaltung! Wie begreiflich aber auch,

daß sie ihre Kleinen — gewiß nicht aus Stolz — von den Arbeitern so streng abschlossen als möglich. Es blieben ja genug Berührungspunkte unvermeidlich, und die Lehrlinge vermittelten gerne einen gewissen Verkehr zwischen dem Geschäft und des Meisters engerer Familie. Zudem fehlten unter den vielen Gesellen auch die soliden und zuverlässigen keineswegs. Die merkte man bald heraus, sie waren dankbar für etwas nähern Anschluß und wurden in der Regel bald auch gut Freund mit den Kindern.

Die vornehmste Gelegenheit, einander zu sehen und kennen zu lernen, waren die gemeinsamen Mahlzeiten. Sie wurden im Hauptraum des ersten Stockwerks, dem großen Sommerhaus, eingenommen. Das Frühstück genossen die Gesellen für sich. Jeder erhielt einen Schoppen Milchkaffee in einem braunen Töpfchen und faßte zugleich seine Brotration für den Tag, 2 Pfund, wenn ich nicht irre, und zwar vorgestrigtes. Wenige Minuten nach 12 Uhr ertönte der Ruf zum Essen durch die halb geöffnete Werkstatttür, und flüchtig gewaschen erschien die Mannschaft zum Tisch. Auf langen Bänken nahmen sie Platz. Zu Zeiten großer Arbeit zählte unsere Tafel, die zahlreiche Familie und die Dienstleute zusammen gerechnet, oft $1\frac{1}{2}$ Duzend Köpfe und darüber. Alle saßen am nämlichen Tisch, wurden aus dem nämlichen Geschirr bedient, tranken das gleiche Brunnenwasser — nur dem Meister kam ein Glas Wein zu — und hieben in der Regel gleich tapfer drein.

Noch sehe ich den langen Tisch vor mir. Auf Zinn wurde seiner Zeit aufgetragen. Wo sind all die Teller, die großen Suppenschüsseln, die Fleischplatten hingekommen? Auch zinnerne Becher standen zwischen den Gedecken. Einer zinnernen Kanne dagegen erinnere ich mich nicht. Das Wasser kam in einem großen, dickbauchigen grauen Krug von Steingut auf den Tisch. Rasch und ohne viel Gespräch wurde abgeessen: Suppe, Fleisch, Gemüse. Lag Auffässigkeit in der Luft, so trat sie zuerst beim Essen zutage. Wenn die ganze Gesellschaft

ein sonst beliebtes Gericht stehen ließ, so konnte dies als sicheres Zeichen für Gärung gelten. Diese trat dann wohl beim nächsten Jahrtag in einer Massenkündigung zutage. Durch die Lehrbuben, auf deren vermittelnde Stellung vorhin schon gedeutet wurde, erfuhr man zu solchen Zeiten gelegentlich, daß einer, der sich's der Verabredung zum Trotz hatte schmecken lassen, seinen Appetit mit jämmerlichen Prügelein hatte büßen müssen.

Um vier Uhr machte die Werkstatt eine halbe Stunde Pause. Da wurde den Leuten ihr Vespertrunk gereicht, den Gesellen ein ganzer, den Lehrlingen ein halber Schoppen Wein. Das Brot pflegten jene sich mit Käse oder Wurstwaren zu würzen, die der Junge aus der Nachbarschaft heranschleppen mußte. Das Abendbrot um sieben Uhr vereinigte noch einmal die ganze Haushaltung um den Tisch zu einer zweiten Mahlzeit, gewöhnlich eine Suppe mit Fleischspeise und Salat. Mir ist erinnerlich, daß die am Abend anstatt des Salats oft gereichten Nudeln, Maccaroni und Wasserspätzli als Hobelspäne, Regenwürmer und Schlacken bezeichnet wurden und bei unsern Kostgängern in Verruf standen. Auch andere Speisen hatten ihre Übernamen. Die Lehrlinge weigerten sich aber, sie uns anzugeben, weil sie allzu garstig seien.

Die Schilderung wäre nicht vollständig, wenn nicht einige besondere Zeilen noch diesen Lehrlingen gewidmet würden. In ganz anderer Weise als heute gehörten sie zum Meister und zu dessen Familie. Im Gegensatz zum jetzigen Brauch zahlte nicht der Herr dem Buben ein kleines Löhnlein, sondern er bezog vielmehr für ihn ein Lehrgeld, hatte ihn dafür aber auch zu herbergen und zu beköstigen. Die Lehrzeit dauerte vier Jahre. Während des letzten Jahres erhielt der Bursche vom Meister ein bescheidenes Taschengeld. Diese Buben wurden von rechten Meisterleuten kaum anders behandelt als die eigenen Kinder. Manche kamen aus gänzlich fremdartigen Verhältnissen in die neue Umgebung hinein. Es kostete Mühe, bis nur die schärfsten Kanten abgeschliffen

waren, und viele blieben während ihrer ganzen Lehrzeit ungeschliffene Edelsteine.

Es war eine schwierige Stellung, die namentlich der jüngste Stift jeweilen einnahm. Einerseits sollte er den Gesellen zu Gefallen leben, deren Trachten oft dem der Meisterschaft genau zuwiderlief, anderseits forderten seine Pflegeeltern von ihm Treue und Aufrichtigkeit. Es mag nicht selten vorgekommen sein, daß die Burschen zum erstenmal in ihrem Leben hier in einen qualvollen Kampf gestellt wurden und nicht wußten, welche der beiden Pflichten ihnen die höhere sei.

Allein von dergleichen verlautete kaum etwas. Unsere Lehrlinge, die zu einem großen Teil von einem aargauischen Erziehungsverein gestellt wurden, trugen ihr Herz nicht auf der Zunge und plauderten keine Gewissenskonflikte aus. Sie gediehen ohne Ausnahme in der einfachen und guten Pflege und in der gesunden Luft, die sie in diesem Haus umgab, und wenn auch einmal einer nach Feierabend in der Haushaltung mit Hand anlegen mußte, so beklagte er sich nicht gleich in der Öffentlichkeit. Dergleichen Dienstleistungen galten damals nicht als Mißbrauch. Die Lehrzeit wurde ganz ausgehalten. Es mußte einer schon ein Musterlehrling sein, wenn ihm der Meister ein Vierteljahr schenkte. Nur zweimal wurde die Lehre vor der Zeit abgebrochen. In einem Fall griff der Tod ein, im andern lastete auf unserm Hausgenossen der Verdacht eines so schweren Verbrechens, daß weiteres Zusammenleben nicht ratsam erschien. Alle jungen Leute, die in unserer Werkstätte den Gesellengrad erreichten, soweit wir später mit ihnen wieder zusammenkamen, reden mit Liebe und Dankbarkeit von ihrem Aufenthalt in unserm Hause.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zum Hause selber zurück. Der Hauptbau, dessen Erdgeschloß die große Werkstätte einnahm, hatte eine stattliche Tiefe, weit mehr als das doppelte der mäßigen Breite. In derselben Breite schloß sich ursprünglich ein noch bedeutend tieferes Stück Land an, das vielleicht seinerzeit einen Rebgarten und Schweineställe, sicher-

lich Holzschopf und Waschhaus enthalten hatte. Offenbar war schon im Anfang des 19. Jahrhunderts auf dem zweiten Drittel der Liegenschaft, von der Straße aus gerechnet, ein langgestreckter Flügel angebaut worden, der nicht die ganze Breite des Grundstückes einnahm. So zerfiel das Stück Land von selbst in drei Teile: den gänzlich überbauten Teil an der Straße, den zweiten, der das langgestreckte Hinterhaus und ein schmales Höflein trug, und als dritten den vollständig freien Garten. Das Erdgeschoß des Hinterhauses war eingeteilt in Holzschopf, Waschhaus, ein kleines Lager für Eisen sowie einen Verschlag für das alte Eisen, endlich eine kleine Reservewerkstatt. Der Garten war umgeben von freundlichen Gärtchen der Nachbarn. Mit der Hinterseite stieß er an einen herrschaftlichen Park, der sich mit seinen herrlichen Bäumen noch heute hinter einem großen Teil der Vorstadt hinzieht.

So bildete das G ä r t c h e n einen außerordentlich willkommenen Ruheplatz im Grünen. Nur schade, für uns Kinder war die Nutznießung bis zu einem gewissen Grad eingeschränkt. Denn der Garten diente zu einem großen Teil auch der Haushaltung. Auf großen geradlinigen Beeten lieferte er Salat und Zwiebeln. Einmal war ein so vortreffliches Salatjahr, daß, obwohl man alle Verwandten aufs freigebigste bedachte, das Dienstmädchen zweimal mit hochaufgefülltem Korbe zu Markt geschickt werden mußte. Auch kleine Obstbäume spendeten ihren Schatten. Aber einst wünschte man ihnen ein bene zu tun und tränkte sie zur Herbsteszeit, wie es scheint, allzu reichlich mit dem scharfen Inhalt der Baugrube. Die Bäume standen ab. Dieser Dünger war für sie zu kräftig gewesen.

Zum Glück waren die R e b e n nicht in gleicher Weise bedacht worden. Sie umstanden als hohe Spaliere den Garten, ein vollkommener Schutz gegen die Blicke der Nachbarn und zugleich eine Quelle der schönsten Jugendfreuden. Schon im Winter erwogen wir, ob wohl ein reicher Herbst zu erwarten sei. Und wenn die schlimmen Lateiner mit der Zeit der

Frühlingsfröste hinter uns lagen, wenn der Wein verblüht hatte, mit welcher Spannung verfolgte man dann das Wachstum der Beeren, mit welchem Argwohn bewachten die Geschwister sich untereinander und das Gefinde, damit niemand sich beikommen lasse, vor der Zeit zu naschen. Auf den Anfang des Septembers fiel der Geburtstag der Großmutter. Da wurden für sie in der Regel die ersten Trauben geschnitten. Il n'y avait que le premier pas qui coûtait. Von da an war kein Halten mehr. Nicht daß die Kinder sich je unterstanden hätten, die Schere anzusetzen. Aber nach jedem Mittagsgang ging der Vater hinunter und teilte jedem seine Traube zu. Dann der glänzende Sonntag des eigentlichen Herbstfestes, zu dem die Verwandten sich einfanden und für die reichlich zur Verfügung gestellten Trauben mit Fröschen und Schwärmern sich erkenntlich erwiesen! wo Herbstkäse und Bauernbrot, Nüsse und Obst in Fülle aufgetragen wurden und jedermann kräftig zulagte! Sogar eine kleine Handrotte war vorhanden, die den süßen Wein unmittelbar ins Glas spendete.

Es waren damals die letzten Jahre vor dem Auftreten der Rebenkrankheiten. Trotz freigebigem Verteilen nach rechts und links und trotz diesem herbstlichen Freudenfest blieben wiederholt genug Trauben, daß es sich verlohnte, eigenen Wein zu kelteren, der freilich das Neujahr nicht überlebte, und daß die Hausfrau die verschiedenen Konservierungsarten der Traube erprobte.

Im ersten Stockwerk des Vorderhauses bildete den hauptsächlichsten Raum der Wohnung das große Sommerhaus, ein wohl 10 Meter langer Boden, der über die ganze Breite der Liegenschaft sich erstreckte. Auf ihn mündete die ausgetretene Treppe, die neben der Falltür zum Keller im Hausgang des Erdgeschosses ansetzte. In diesem Raum spielte sich ein guter Teil des häuslichen Lebens der Familie ab. Obschon er keine Heizeinrichtung hatte, blieb er Speisesaal auch im härtesten Winter. Freilich waren die übrigen Gemächer so wenig zahlreich und so eng, daß man dieser großen

Allmend dringend bedurfte. Einige der Wand entlang aufgestellte Schränke, eine tiefe Truhe mit Vorräten von Mehl, Reis, dürrer Obst und dergl. bildeten neben dem großen Esstisch und den nötigen Stühlen und Bänken die ganze Ausstattung. An der Wand als einziger Schmuck eine große Karte von Mitteleuropa. Darauf machten die Gesellen ihre Reisepläne. Basel war unter der Berührung mit den rufigen Fingern längst verschwunden, und der dunkle Fleck erstreckte sich weit über die Nachbarantone, das Wiesental und den Sundgau. Unser Sommerhaus genoß einen großen Ruf bei der befreundeten Jugend, bei Kindern von Verwandten und Nachbarn. Gegen unsre Altersgenossen wurde im Elternhause Gastfreundschaft als selbstverständlich geübt. So war das Schlosserhaus, namentlich an den Nachmittagen regnerischer Sonntage, der Sammelpunkt einer zahlreichen Schar, und es ist nicht zu sagen, wie manche Partie blinde Kuh da gespielt wurde. Oft auch wurden mit Bleisoldaten um die vom Vater auf Weihnachten kunstvoll konstruierten Berge und Festungen die blutigsten Schlachten geliefert. Dabei wurde aus kleinen Kanonen mit wirklichem Pulver geschossen, und das Glück war erst vollkommen, wenn man im Pulverdampf nicht mehr von der Tür zum Fenster sah.

Ohne nun die ganze Wohnung Raum für Raum durchnehmen zu wollen, müssen wir doch wenigstens dem Wohnzimmer, der v o r d e r n S t u b e, einen Besuch abstatten. Ursprünglich als Staatsraum des Hauses gedacht, zeigte sie und zeigt sie noch heute in ihrer Holzvertäfelung mit der Holzdecke, dem in die Mauer eingelassenen Wandkänsterli, das außer einer Flasche Nußwasser und dem täglichen Frühstücksgeschirr auch die bescheidene Hausapotheke barg und gleichzeitig als Schlüsselschrank diente, mit dem die ganze Ecke neben der Tür ausfüllenden riesigen Rachelofen und mit ihrer gesamten altväterischen Einrichtung einen entschiedenen Charakter. Es herrschte Stimmung und Stil in ihr, obwohl oder vielleicht gerade weil es nicht beabsichtigt war. Das drei-

geteilte Fenster beleuchtet den vordern Teil hinlänglich. Hinten beim Ofen herrschte eine behagliche Dämmerung, aus der das blanke Messing des Ofenrohrs hervorschimmert. Denn das Zimmer ist genau nach Norden gerichtet. Nur an den längsten Tagen dringen früh morgens und spät abends einige schräge Sonnenstrahlen direkt ein. Indirekte Sonne spendet am Spätnachmittag der Gassenpiegel. Neben dem Wohnzimmer, von ihm durch eine dünne Wand getrennt, lag das Schlafzimmer der Hauseltern.

Die vordere Stube diente zum Aufenthalt an den Abenden. Meine Erinnerung reicht nicht über die Zeit der Petrollampen, freilich der ersten und einfachsten zurück. Es galt in einem Bürgerhause für durchaus genügend, wenn im Wohnzimmer Licht brannte. Kam jemand mit einem Auftrag oder zur Seltenheit ein Besuch, so mochte er zusehen, wie er sich die finstere Treppe hinauf und über das Sommerhaus zur Tür des Zimmers tappte. Man betrachtete es als eine Konzession an die Neuzeit, als in die Zimmertür ein Fenster gesägt wurde, durch dessen grünes Vorhänglein wenigstens ein wegleitender Schimmer des Lichts in die Finsternis des Sommerhauses drang.

Doch, um die Wahrheit zu sagen, ägyptische Finsternis war auch bei Nacht nicht der regelmäÙige Zustand des Sommerhauses. Das langgestreckte, später angebaute Flügelgebäude, von dem vorhin die Rede war, enthielt in seinem ersten Stockwerk die Küche. Ursprünglich hatte man wohl auch in diesem, wie in den meisten alten Basler Bürger- und Handwerkerhäusern, unmittelbar hinter dem Wohnzimmer auf einem Herd in kleinem, künstlich erleuchtetem GefaÙ gekocht, sodaÙ dasselbe Feuer Herd und Stubenofen heizte. Von dieser ehemaligen Küche befanden sich in der Tat noch die Spuren in dem Teil des Sommerhauses, zunächst der vordern Stube. Die neue Küche im Zwischenbau nun, um zu dieser zurückzukehren, stand durch eine Glastür mit dem Sommerhaus in Verbindung. Solange in der Küche gearbeitet wurde, drang durch sie ein Lichtschein in den Flur.

Die Dienstmädchen, die in diesem Raum schalteten, stammten meist aus der Umgegend. Sie kamen in der Regel vollständig unwissend vom Land. Sie konnten etwas lernen in der Schule unserer Mutter, und mehr als eine hat in dem bescheidenen Hause den Grund gelegt zu einer spätern ehrenvollen Laufbahn als Herrschaftsköchin. Kamen die Mädchen jung zu uns, so wurden sie mit du angesprochen. Älteren gebührte das Sie in der dritten Person der Einzahl, das jetzt wohl nur noch in wenigen Häusern in Übung steht, z. B. „Het Sie der Husgang gfügt?“ „Bring Sie mir der Barehli“, „Sie mueß derno bim Priswerk no Meertribel hole“. Streng wurde auf Ehrbarkeit bei den Mädchen gehalten, und wenn eine nur im geringsten sich mit den Gesellen einließ, so wurde sie ohne Gnade des Hauses verwiesen.

In den ersten Sechzigerjahren stand in der Küche ein altväterischer Herd für Holzfeuerung. Da fehlte weder das kupferne Schiff mit Messinghahn für warmes Wasser, noch auch das Zwischenöfel, in dem Braten und Wähen entstanden. Auch mit einer Feuerplatte war dieser Herd versehen, und wenn es galt, den Kaffee warm zu halten, so wurde ein Haufen glühender Kohlen aus dem Loch auf die Platte gezogen und die dreibeinige große Kaffeekanne auf die Glut gestellt. Die Küche war der Kinder Aufenthalt namentlich in den Frühstunden vor der Schule. Da wir zeitig frühstückten, so blieb uns vor Schulbeginn stets noch eine schöne Zeit zum Durchgehn der Aufgaben. In dieser Zeit wußte unsre Mutter aufs sinnigste die Pflichten des Hauses mit denen der Schule zu verbinden. Sie stand am Schüttstein, das Kaffeegeschirr waschend. Die Kinder, obwohl in der großen Mehrzahl Buben, waren theils zum Trocknen des Geschirrs, theils zum Schuhwischen kommandiert. Wer Memorieraufgaben hatte, dem wurde während dieser Stunde überhört. Die Genusregeln Madvigs, Schillers Balladen, Fabeln von La Fontaine lösten einander in der Küche ab, und die gestrenge Lehrerin ließ keinen Boß unerlegt. Solche, die ein

französisches Diktat hatten, hockten in irgendeiner unmöglichen Stellung irgendwo am Fenster und kragten das mütterliche Diktat auf die Schiefertafel, um es nachher selber zu kontrollieren. Das System bewährte sich. Wenn wir auch ohne Ausnahme keine Musterschüler waren, so fand die Schule doch auch nie Anlaß, über unsre häuslichen Leistungen mehr als üblich zu klagen.

Die übrigen Räume des Hauses übergehe ich. Ich wüßte nicht, was von den einzelnen Schlafstätten, die mit der Zeit bis unters Dach gelegt werden mußten, besonders Merkwürdiges zu berichten wäre. Nur so viel sei erwähnt, daß wir von frühester Jugend an in ungeheizten Räumen schliefen. Auch die Fenster blieben mit Ausnahme von Fällen grimmigster Kälte geöffnet. Im strengen Kriegswinter 1870/71 schliefen die drei ältesten Jungen in einem nach Süden gelegenen Zimmer des Hinterhauses. Da bewirkte die mit der Tageswärme abwechselnde nächtliche Kälte, daß die Wände sich über und über mit Eiskristallen bedeckten, die im Kerzenlicht funkelten wie Edelsteine. Es hat uns nichts geschadet. Der Typhus, der im folgenden Frühjahr alle drei ergriff, war von den Bourbakischen Internierten eingeschleppt und nicht eine Folge des kalten Schlafzimmers.

Kehren wir zurück in die vordere Stube, deren Fenster auf die Vorstadt hinausgehen, nicht um die Beschreibung des Zimmers fortzusetzen, denn es ist darüber nichts mehr zu berichten, sondern um uns für ein Stündchen am Fenster niederzulassen und das Treiben auf der Gasse zu belauschen. Die Fenster liegen wenig über Erdgeschoßhöhe. So beherrscht man von hier aus das Leben auf der Straße, ja man fühlt sich beinahe mitten drin. Die schöne Einrichtung des Gassen spiegels half dazu, vom warmen Zimmer aus eine große Strecke zu überschauen. Eine Pritsche am Fenster ermöglichte es auch den Kleinsten, an diesem Straßenleben teilzunehmen.

Das gewerbliche und handwerkliche Leben spielte sich noch

in den 1860er Jahren, ein Rest früherer Zustände, zum großen Teil auf der Straße ab. Unsere Schlosserwerkstätte stand offen gegen die Straße. Der Schmied weiter draußen in der Vorstadt beschlug die Pferde unter einem Schutzbach gleichfalls im Freien. Als wir zur Gemeindeschule gingen, so war es unser Vergnügen, in der Freiviertelstunde zuzusehen, wie der Meister Küfer auf offener Straße seine Fässer ausbrannte. Wenn auch der Bäcker nicht im Freien knetete, so wurde doch der größte Teil seiner Handelsgeschäfte auf der Straße abgemacht, indem die Kunden durch das kleine Schiefenster sich bedienen ließen und bezahlten. All dies ging begreiflicherweise nicht ohne Lärm ab. Darein ließen die Lumpensammler und Sammlerinnen ihren jetzt so selten mehr gehörten Ruf stündlich erschallen. Auch die Sandverkäufer beider Geschlechter belebten damals zahlreicher und mit größerer Berechtigung als heutzutage das Straßenbild. Denn man bedurfte wirklich noch des Sandes. Die meisten Zimmerböden in ältern Häusern hatten tannene, nicht Parkettböden, und wenn die am Samstag mit Hilfe des reinen Sandes frisch geschauert waren, so wünschte sie die Hausfrau wenigstens über den Sonntag mit einer Lage groben Sandes vor dem Schmutz der Schuhsohlen einigermaßen zu schützen.

Auch Haushaltungsarbeiten wurden vielfach auf der Almend erledigt, die man jetzt im Hause besorgt oder die gänzlich in Abgang gekommen sind. Das **Brennholz** bezieht man jetzt in gewünschter Länge gespalten vom Holzhändler. Früher wurde der Wagen voll gewaltiger Buchenscheite vor dem Haus abgeladen, die Ware nach dem Klaftermaß gemessen, und dann hub vor den Fenstern ein Sägen und ein Holzspalten an, daß die ganze Nachbarschaft davon widerklang. Die Kinder trugen das kleingeschnittene Holz in den Hof; es war Sache der Dienstmagd oder eines Lehrlings, es im Holzhaus zu einer ordentlichen Beige zu sichten. Gegen den Herbst wurde der Vorrat an Wellen zur Heizung eingetan. Sie wurden nach dem Hundert gekauft. Im Hof war eine Rolle unter dem Dach

befestigt, mit deren Hilfe sie körbeweise in das zweite Stockwerk gezogen wurden, um von da vollends unter das Dach getragen zu werden. Unser Haus entbehrte der flotten althaslerischen Einrichtung einer Estrichwinde gegen die Straße. Die wenigen noch erhaltenen Bauformen dieser Art in unsrer Stadt, die der Neuzeit trozten, werden unsres Wissens nicht mehr benützt. Holzkohlen lieferte der Schwarzwald. In unermesslichen, weidengeflochtenen Wagen, den Kohlenbennen, wurden sie angefahren. Das stattliche Gespann führte ein Hohenwälder in schwarzem Samtkleid mit rotem Brustlag, weißem Kragen und weißen Strümpfen, eine Erscheinung, wie man sie jetzt auch auf dem Wald lange suchen kann.

Überhaupt brachte es der Mangel an Eisenbahnen mit sich, daß auf den Straßen dann und wann seltsame Gestalten auftauchten, die heutigen Tages verschwunden sind. Da denke ich vor allem an die w e l s c h e n R o s s e. Die Mühlen in der Nähe unserer Vorstadt hatten regen Geschäftsverkehr mit denen in Dijon. Dieser Verkehr wurde (vor dem Bau der Turabahn!) per Achse aufrechterhalten. In Reihen von drei und vier, eines vor das andere gespannt, zogen die großen Percheronpferde ihre schweren Wagen. Diese hochgebauten Gäule guckten uns beinahe ins Zimmer, wenn sie bedächtig einherschritten. Das Geschell an ihren dachsfellüberzogenen Kummerten schallte vertraut an unsre Wände. Die Fuhrleute in ihren langen burgundischen Blusen leiteten sie mit fremdartigem Zuruf und Peitschenschwingen beim großen Brunnen um die Ecke.

Ja dieser B r u n n e n! Noch heute das größte Brunnenbecken der Stadt, war er ordentlich unser Stolz. War er doch sowohl unsrer wie jeder Nachbarhaushaltung dienstbar. Denn noch nicht in jedem Haus floß das Grellinger Wasser.

Das jetzige Geschlecht kennt den Brunnen nicht mehr als das Kasino der Dienstmägde und Kutscher, wo alle Herrschaften Straße ein und aus gründlich verhandelt wurden. Wir haben ihn noch im Glanze dieser seiner alt angestammten Eigenschaft gesehen, denn in kinderreichen Haushaltungen des Mittel-

standes war es die selbstverständliche Aufgabe der Jugend, das Wasser für den täglichen Bedarf heranschleppen zu helfen. Oft habe ich mich in jugendlicher Dummheit des Zübers geschämt, den ich auf dem Kopf nach Hause trug, wenn ein Kamerad mich bei der, wie ich glaubte, unwürdigen Arbeit sah. Daß wir uns in das Gespräch der Dienstboten nicht einließen, dafür war durch strenges Verbot gesorgt, sowie durch den erwähnten Umstand, daß von den Fenstern des Vaterhauses aus der Brunnen beobachtet werden kann.

Die große Wäsche wurde zu einem großen Teil am Brunnen draußen abgewickelt. Jede Hausfrau war mit ihrem Wäschegefährt auf diesen Betrieb eingerichtet. Auch das Nachspiel, das Trocknen der Wäsche, vollzog sich bei ungünstiger Witterung gewissermaßen auf der Almend, indem in solchen Fällen die großen Dachräume im Gesellschaftshaus der Vorstadt in Anspruch genommen wurden. So angenehm den Wäscherinnen am Brunnen die Fülle des stets sprudelnden Wassers und der beständige Ausblick auf das Leben der Straße war, dieser Arbeitsplatz brachte doch auch Unannehmlichkeiten mit sich. Es konnte vorkommen, daß plötzlich eine zahlreiche Schafherde sich stadtwärts wälzte. Unserm westlichen Nachbar wurden vor dem Bau der Böhberg- und der Arlbergbahn die österreichischen Schafe meist auf diese Weise zugezogen. Diese Durchzüge waren unsrer Jugend so gewöhnlich wie der jetzt gleicherweise ausgestorbene Floßverkehr auf dem Rhein. Die Schafe pfl egten den Brunnen zu stürmen, stiegen am Becken hinauf, um zu saufen, trotz allem Bellen der Hunde, allem Fluchen der Schäfer, und man kann sich denken, daß sie zum Mißfallen der Wäscherinnen auch die Waschbottiche nicht schonten.

Und wenn man sich an Burgunderrossen und an österreichischen Schafen sattgesehen hatte, so kam wohl ein Trupp Sundgauerinnen, die, unter einem schweren Sack den Rücken gebeugt, an ihrem Pilgerstab nach Einsiedeln wanderten. Ihre Holzschuhe klapperten so eigentümlich auf

dem Pflaster, die Weiblein traten so vorsichtig auf und schlepten ihre Füße so wehleidig, daß wir gern glaubten, sie hätten zur Mehrung ihres Verdienstes auf die Pilgerschaft Erbsen in die Schuhe geschüttet.

Doch wie wollten wir fertig werden mit Aufzählung all dessen, was für unsre damaligen Augen alltäglich, uns heute höchst sonderbar anmutet. Da trat jeden Herbst der Montavuner Krauthobler an und stampfte jedem Haus seine Stande Sauerkraut samt den zugehörigen Gumbistöpfeln ein; es kam der Flickschneider, eine jetzt in der Stadt wohl auch ausgestorbene Menschengattung auf die Stör; es läutete allsamstaglich der Schustermeister aus Burgfelden, brachte die frisch gefohlten und gefleckten und nahm die zerrissenen Stiefel in seinem grünen Tüchlein mit; es ritten die stolzen Kuirassieroffiziere aus Hüningen vorbei zum Besuch ihrer Basler Bekannten, gefolgt in achtungsvoller Entfernung von einem Bedienten, kurz, es gab für neugierige Augen damals in den Gassen unsrer Stadt viel und buntes Leben zu sehen!

Ein etwas anrühiges Kapitel darf hier doch auch nicht gänzlich übergangen werden. An die Körperpflege machte man vor 50 Jahren noch bei weitem nicht die Ansprüche, die man in der Gegenwart selbst in den untersten Schichten nachgerade für selbstverständlich hält. Eine Badeeinrichtung in einem einfachen Privathaus wäre in den Sechzigerjahren in Basel als sündhafter Luxus verurteilt worden. Auf einem gewissen andern Gebiet herrschten vielfach Zustände, die unsern durch Wasserpülung verwöhnten Nasen unbegreiflich vorkommen. Es war schon ein Vorzug, wenn ein Haus nur seinen eigenen Abort hatte. Viele hatten nicht nur gemeinsame Gruben, sondern auch gemeinsame Aborte, die man über verschiedene Lauben erreichte. Es gab große Gruben, deren Inhalt erst nach einer gewissen, manchmal recht ansehnlichen Reihe von Jahren entleert wurde. Berühmt war der Abtritturm am Spalenberg mit seinem Entleerungsturnus von mehreren Jahrzehnten. In dem Hause, dessen Leben wir zu schildern

versuchen, erforderte die Grube alljährliche Entleerung. Doch wandte man sich dafür nicht an eins der schon damals bestehenden, freilich nicht geruchlosen Entleerungsgeschäfte. Die Arbeit wurde in einfacherer Weise erledigt, ohne Pumpe, Schlauch und Verbrennung der Gase. Bauern, meist aus dem Wiesental, gingen in der Stadt von Glocke zu Glocke mit der Frage, ob für die Grube der kritische Zeitpunkt herannahe. War dies der Fall, so wurde eine Nacht anberaumt. Der Liebhaber samt einigen Kameraden besorgte das Werk mit Schöpfeimern und Büdten. Es ging äußerst kunstlos und ohne Schonung irgendwelcher Nerven zu. Vor Tagesanbruch brachte der Bauer die duftende Bürde mit eigenem Gespann auf eigener Fuhre in eigenem Faß nach Hause. Beide Teile kamen bei solchem von hüben und drüben ohne Entgelt abgehenden Geschäft auf ihre Rechnung.

Doch wir brechen ab. Es ist ohnehin schon zu viel des Geplauders. Aber erst bei solchem Rückblick wird uns klar und eindrücklich, wie schnell wir heutzutage leben. Manches von diesen aus, wie ich glaube, sicherem Gedächtnis niedergeschriebenen Erinnerungen klingt uns, obwohl es nur wenige Jahrzehnte hinter uns liegt, wie ein Ton aus alter Urzeit. Darin liegt auch die einzige Entschuldigung dafür, daß der Verfasser mit diesen Blättern vor die Öffentlichkeit tritt. Hätte ein anderer, vielleicht ein Älterer, etwas Ähnliches unternommen, so wären diese Zeilen ungedruckt geblieben.

Als ich das Haus verließ, das ich jahrzehntelang bewohnt hatte, wo ich geboren, Knabe, Jüngling und Mann geworden war, da sah freilich manches anders aus, als hier beschrieben ist. Gar vieles hatte sich im Laufe der Zeit geändert. Nur zaghaft und mit kleinen Schritten hatte man der Entwicklung der Neuzeit nachgegeben. Man hätte wohl ohne mehr Kosten als das verzettelte Flickwerk erforderte, mit einem kräftigen Ruck dem ganzen Bau ein bequemeres Aussehen verleihen können. Aber auch dieses gewissenhafte, schrittweise Vorwärtsgen nach Maßgabe der vorhandenen Mittel gehört zu der

hier geschilderten Zeit. Zuerst war der Anschluß an die städtische Wasserleitung gekommen; darauf hatte man kanalisiert; bald nachher erhielt die Werkstätte gegen die Vorstadt hin eine neue Verglasung, die auch in der warmen Jahreszeit nicht weggenommen wird; das Sommerhaus mußte sich Einbauten gefallen lassen; eine Gastküche verdrängte den biedereren alten Holzherd; gegen das längst nicht mehr mit Salat und Zwiebeln bepflanzte Gärtchen wurde ein Balkon angebracht; ein Zimmer erhielt sogar glänzenden Parkettboden — gewiß alles äußerst wünschenswerte Erleichterungen und Bequemlichkeiten, bei jeder dieser Neuerungen hatte man befriedigt aufgeatmet. Und dennoch, seinen schönsten Reiz, ich meine die stimmungsvolle Einheit, die Farbe ehrwürdigen Alters hat das Haus eingebüßt. Wenn wir heute seiner gedenken, so steht es vor uns, wie es 1865 aussah, und nicht in der Gestalt, die es 1903 trug, als wir ihm den Rücken kehrten.